

# Eine vorpommersche Bauernhochzeit vor 100 Jahren.

Aus den Erinnerungen eines Pfarrersohnes.

Keine Haupt- und Staatsaktion der großen Welt | und Förmlichkeiten, Verhandlungen und Zeremonien  
kann für die dabei Beteiligten mit mehr Umständen | begleitet sein, als die Verheiratung eines



Hoferberben oder einer Erbtöchter in einem vorpommerischen Dorfe vor 100 Jahren. Lange schon, ehe der Bräutigam sich zu dem entscheidenden Gange in die Pfarre anschickte, um dem Prediger die Anzeige zu machen, daß er „sich zu verändern“ gesonnen sei, wie der Kunstausdruck lautete, war bereits die Kunde vom dem bevorstehenden dorfhistorischen Ereignisse dorthin gedrungen. Schon die Existenz eines maunbaren Erbsöhnes oder auch eines hofbesitzenden Witwers in rüstigen Jahren — denn fast nie verharrete ein solcher im Witwerstande länger als die durch die Sitte festgesetzte Zeit von 1—1½ Jahren — gab Stoff zu mehr oder minder sichern Vermutungen; und die Fama des Dorfs in der Person von zwei alten, als Hebammen und Kochfrauen überall wohlbekanntem Witfrauen ermittelte gar bald das Ergebnis der von den Eltern des fraglichen Paares gepflogenen Vorverhandlungen, die sich neben der Mitgift an Geld und beweglichem Gute auch auf die Einrichtung des Paares bezogen, für welches entweder eine eigene Hofstelle neu angekauft oder die alte im Besitz der Eltern des Bräutigams oder der Braut befindliche gegen Anteile und Verpflichtung des „Dobfögens“ abgetreten wurde. Denn niemals, außer in seltenen, stets als ein Unglück oder eine Mißheirat betrachteten Fällen, heiratete der Sohn oder die Tochter eines hofbesitzenden Vollbauern anders als wieder in einen Hof hinein.

So saßen wir denn eines schönen Herbstmorgens mit dem Vater an dem braungestrichenen Studier-tische, beschäftigt, das Leben des Weiberfeindes Hannibal aus dem Schweinsledernen Kornelius Nepos nach besten Kräften zu exponieren, als ein wiederholtes Klopfen an der Thür mich zu gelegener Zeit aus der Sorge um die Auflösung einer schwierigen Partizipialkonstruktion befreite. Das unwillig strenge „Herein“ des Vaters war kaum verklungen, als der Anblick des Eintretenden sein Gesicht schon freundlich erhellte. Er war nämlich kein Geringerer als Friedrich Stoltmann, der einzige Sohn und Erbe des alten Schulzen, dessen Eintritt diese Veränderung bewirkte. Um was es sich handeln werde, war uns schon seit einiger Zeit kein Geheimnis mehr, und zudem benahm uns auch das äußere Erscheinen des Schulzensohnes jeden Zweifel über die nahbevorstehende frohe Ausfahrt auf ein großes Hochzeitfest, wie es lange nicht im Dorfe gefeiert worden war. Ein ganz neues dunkelblaues „Futterhemde“ (Oberrock), innen mit rotem Fries gefüttert, umschloß die herkulische Gestalt des stattlichen vierundzwanzigjährigen Bauernsohnes und ließ nur eben das violettmanchesterne „Postboot“ — die bis auf die Hüften reichende lange Weste — mit den zahlreichen runden versilberten Knöpfen und

die prall an den Schenkeln liegenden, gelben, Lederne Kniehosen vorleuchten, deren lang zierlich in Schleifen geschlungene lederne Kniebänder auf die mit braunrötlichen Stulpen versehenen Lederstiefeln zur Seite herabfielen, die heute statt der mächtigen Holzschuhe seine Füße umgaben. Von der Mitte des Leibes herab, unter der Weste festgebunden, hing die kurze blaue, mit roten Zwickeln und Schnüren ausgenähte Schürze, auf deren Ueberfall zwei brennende Herzen über den Anfangsbuchstaben verkündeten, von welcher Hand er sie zum Geschenk erhalten habe. In der Hand drehte er die blau-saumte, oben mit einer Silbertrödel versehene, ringsum mit Otterpelz verbrämte Staatsmütze.

Ein Stuhl ward geboten, und die Unterredung begann mit Einleitungsfragen nach dem Befinden der Eltern, dem Stande der Wirtschaft, den letzten Kornpreisen in der Stadt, bis endlich nach vielfachem Drehen der Mühe und Räuspern von seiten des Besuchs der letztere einen Versuch zum Aufstehen machte, worauf der Vater ernsthaft und scheinbar nichts bemerkend die Frage tat: ob sonst also „noch Alles beim Alten“ sei?

Mit diesem Stichworte brach das Eis. Die Antwort lautete vorgeschriebenermaßen: „Dat jüst nich, Herr Präja! Ist wull Er doch berichten, dat ick mi mit Gotts Hülp in dree Woken verännern wull!“

Als Friedrich Stoltmann dieses Bekenntnis, an das sich denn auch alsbald die Nennung der ihm erwählten Braut angeschlossen, vom Herzen hatte, verschlehte der Pfarrherr nicht, ihm seine freudige Teilnahme an diesem „unerwarteten“ Ereignisse auszudrücken und unsere Mutter zur Beglückwünschung herbeizurufen. Von ihr wurden dem Schulzensohne ein Glas Wein und eine Butterschmitte als Ehrenerweis verabreicht, und nachdem sodann vom Vater Vor- und Zuname, Alter, Stand, Einwilligung der Eltern und was sonst zum Ansgelot nötig, abgefragt und aufnotiert worden war, verabschiedete sich der Bräutigam unter Händeschütteln und aufgetragenen Grüßen, nachdem er zuvor die förmliche Einladung, sein Hochzeitfest zu beehren, an den Herrn Prediger und die Frau Predigerin gebührend angebracht und auch uns Kinder darin zu begreifen nicht unterlassen hatte.

Mit welcher Andacht lauschten wir am nächsten Sonntage in der Kirche dem ersten, und dann wieder je acht Tage später dem zweiten und dritten Aufgebote, die das große Ereignis mit all' den Festgeüssen, die es was verhieß, immer näher führten! Mit welcher Lust sahen wir an den drei Sonntagsnachmittagen unsern würdigen Lehrer Beden das großblumige, bunt kattunene Brauttuch und den großen, stark duftenden Rosmarinstrauch in der Lin-

ten, den spanischen Rohrstock mit dem vergoldeten Knospe in der Rechten, von Hof zu Hof wandern, um die Einladungen zur Hochzeit, wie es sein Amt und Recht war, in wohlgelegtem Spruche zu überbringen! Die Einladungen an die „Freundschaft“ in fremden Dörfern geschahen schriftlich durch Hochzeitsbriefe, die ebenfalls zu den Accidenzien des Küsters gehörten, und bei deren Abfassung ich ihm an den Sonntagsvormittagen getreulich zu helfen pflegte.

Endlich erschien der ersuchte Donnerstag nach dem dritten Aufgebotsfountage; — denn diesen Tag bestimmte uralter Brauch für alle Völkbauern als Hochzeitstag und ersten Tag des Festes, welches sich von da ab bis zum Sonntag Vormittage, in aller Fülle homerischen Schmausens vom Morgen bis zum Abend mit begleitendem Tanze hinzuziehen pflegte. Dreimal läuteten am Morgen von einer halben Stunde zur andern die Kirchenglocken. Nach dem ersten Geläute erschienen Bräutigam und Brant in vollem Festschmuck, um die üblichen Gaben in die Pfarre zu überbringen. Der Bräutigam den blauen zinnernen Deckeltrug mit braunem Bier gefüllt, — den Branttrunk — und einen großen Rosmarinstrauch in der Hand; über den Krug gebreitet lag das hellbunte, diesmal seidene Brautkuh für die Frau Pfarrin, das sonst nur von Baumwollstoff zu sein pflegte. Die Braut trug in großer buntgemalter irdener Schüssel ein Gericht Fische, und eine Magd, beiden folgend, die Hochzeitsgans und den mächtigen Weizenkollen. So luden sie Beide aufs neue die Pfarrersfamilie zum Hochzeitsfeste ein. Mit freundlichen Dantesworten empfing meine Mutter die Gaben; mit Würde und Salbung der Vater, bereits mit dem geistlichen Ornate, dem „Talare“ argetan, das Paar, das er vor Jahren in der Kirchenlehre unterrichtet und konfirmiert hatte, und das er nun jetzt für das Leben vereinen sollte. Eine unbewußte Nührung durchzog selbst unsere Knabenherzen bei den freundlich ernstlichen Worten, mit denen der Vater diese Erinnerung in seine Ansprache verflocht. Es weinte die Braut, die hübsche neunzehnjährige Elisabeth Wrow, es weinte die Pfarrin und wir weinten zur Gesellschaft mit, ohne daß darum unsere Blicke weniger erfreut die Pracht des Braut schmucks genauert, oder unsere Gedanken sich von der nahen Aussicht auf die rotbezeichneten Hochzeits schüsseln abgewendet hätten. Nur der Pfarrer behauptete seine ruhige Würde und der Bräutigam seine phlegmatische Gelassenheit.

Beim dritten Läuten begann der Hochzeitszug. Voran die Brant, geleitet von den „Brantjungfern“ und gefolgt von zwei „Brantdienern“, Junggesellen aus der Verwandtschaft, von deren rotseidenen Ban-

dolieren eine Anzahl roter und blauer Bänder über Schultern und Rücken herabwallten, und deren Hüte gleichfalls mit solchen geschmückt waren. Die Braut selbst strahlte in vollem Glanze des von der Sitte gleichfalls streng geregelten „Aufputzes“. Vor allem war ihr Haupt das Stammen und die Bewunderung aller Zuschauer. Eine Künstlerin, welche aus dem nahen Städtchen eigens zu diesem Teile des Aufputzes geholt worden war, hatte das Wunderwerk vollbracht. Mit Hilfe der nötigen Frisur-Zugredienzien erschien der Umfang des bräutlichen Hauptes um das Doppelte vermehrt und das getränfelte und gepuderte Haar mit einer verschwenderischen Fülle von Glittern und bunten Glasperlen, Zitternadeln, gemachten Blumen und sonstigen Glitzernenden und Gleißenden zu einem Rundbau ausstaffiert, auf dessen höchster Spitze, und doch kaum sichtbar, die mit Myrthen durchflochtene Brautkrone prangte. Vom Hinterkopfe herab über Schultern und Rücken wallten und flatterten breite, abwechselnd blaue und rote Seidenbänder. Ein schwarzblaues Nieder, über welches sich das schleißige Spizentuch emporhob, umschloß die Brust der kernigen frischhen Gestalt, über den Hüften aber einer über den andern die größtmögliche Zahl von wollenen, baumwollenen, tuchenen und halbtuchenen Röcken, nur wenig über die Strumpfbänder herabfallend, zu den hellblauen Strümpfen, deren bis zur Wade reichende, kumtwill gearbeitete rote Zwickel völlig sichtbar blieben. Diese Fülle der Röcke, die den Umfang, aber nicht die Steifheit der modernen Reifrockstracht zeigte, bezeichnete nämlich den Rang und Reichtum der Völkbauerntochter. Auch walteten dabei in Zahl und Stoff, in Farbe und Bandbesatz feste Regeln des Herkommens und Brauchs für höhere und Niedere in unverbrüchlicher Strenge und genau bestimmten Unterschieden.

Auf die Braut mit ihrem Geleite folgte, von den nächsten Verwandten umgeben, der Bräutigam im neuen blauen rosigfütterten „Gottestischrock“, übrigens in dem früher beschriebenen Anzuge, nur ohne Schürze, und den Hut statt der Otterbrämmütze auf dem Haupte. Dann der lange Zug der Sippen und Gäste, die Männer voran, die Frauen zuletzt, alles paarweise. Hinternach aber drängte sich alles, was Beine hatte, an alten und jungen Weibern im Dorfe aus den Klassen der Einlieger und Wädner, der Tagelöhner, Knechte und Mägde und die gesamte Schuljugend, die heute bereits um 9 Uhr aus Herrn Becken's Schulstube für den ganzen Tag entlassen war, und füllte gassend und staunend die hintersten Kirchstühle und das Chor, bis sie mit einstimmte in das:

In allen meinen Taten  
Laß ich den Höchsten raten —

das gleichfalls von der Sitte vorgeschriebene „Trauungslied“, welches Herr Beden mit einem, nur seiner geübten Kehle in dieser Meisterschaft eigenen Tremulando intonierte, und nach jeder Verszeile noch über den Gesang der Gemeinde hinaus mit einer langen Fermate auszuhalten weiß, die er dann ebenso geschickt zum Anfange der nächsten Zeile überschwingt.

Lassen wir jetzt den würdigen Pfarrherrn seine Trauungsrede beginnen, und begeben wir uns inzwischen nach dem Hause der Hochzeit, welche regelmäßig bei den Eltern der Braut ausgerichtet wird.

Am Hofstore, auf sandbestreutem Platze sind die fünf aus der Stadt bestellten Musikanten an einem Tisch postiert, welche als Vorbereitung zu der ihrer wartenden schweren Arbeit ihre hungrigen Mägen und durstigen Kehlen mit dem Inhalte der vor ihnen stehenden Eß- und Trinkbarkeiten zu stärken eifrig beflissen erscheinen. Auf dem gepflasterten, mit Sand und grünem Laubwerke bestreuten Hauspfade innerhalb des Hofes treten wir ein in den mit Buchsbaum und Lannenzweigen verzierten Hausflur, der uns mit den einladendsten Düften aus dem Raume der daran stoßenden weit geöffneten Küche begrüßt. Dort nämlich siedet, brodelt und dampft aus gewaltigen Kesseln, Grapen, Pfannen und Töpfen der Vorgesmack der nahen Gaumsfreuden in reicher Fülle empor. Denn gewaltig sind die Anstalten, welche Vater Burow, der reichste der Bauern, und als erster Kirchenvorsteher unmittelbar dem Schulzen, seinem Schwäher, im Range folgend, zur Feier der Hochzeit seiner Tochter mit dem Schulzensohne und zur Verköstigung seiner zahlreichen Hochzeitsgäste während dreier vollen Tage und darüber, schon seit zwei Wochen gemacht hat. Die Fülle der Spezereien und Gewürze, der gewaltigen Reis- und Rosinensäcke, welche der Kaufmann in der Stadt geliefert hat, steht im Verhältnis zu den sonstigen Zurüstungen, zu denen Haus und Hof, Speicher und Vorratskammer das Material hergegeben haben. Nicht weniger als ein gemästeter Ochse, fünf bis sechs feiste Hammel, Kälber und Schweine, gegen zwölf feiste Gänse und eine Anzahl Hühner sind als die Opfer einer Munizipalitz gefallen, die in dem gesegneten Appetite und dem kolossalen Fassungsvermögen der Gäste ebensowohl, als in der Freigebigkeit, mit welcher an solchen Festen der Armeren des Dorfs gedacht wird, ihre entsprechende Begründung findet. Denn es ist eine schöne Sitte, daß an solchen Fest- und Ehrentagen eines reichen Bauernhofes kein Haus des Dorfes leer ausgehen darf. Die Kinder der är-

meren Einwohner, die Altersschwachen, die Greise und Greifinnen, alles stellt sich ein und trägt an Brot und Reis und Fleisch, nicht von den Resten und Abfällen der Tafel, sondern vor der beginnenden Festmahlzeit, in mitgebrachten Tellern und Näpfen oder in gehöhlten Brobstücken seinen Teil vom Schmause davon. Auch die Daheimgebliebenen aus den geladenen Familien werden nicht vergessen, sondern mit reichlichem Antteile bedacht.

Doch sehen wir uns weiter im Flure und Hause um. Da lagern die gewaltigen Viertonnen, die duftenden Brauntweinsässer, mit blauen Zapfträhnen versehen, aus denen bereits die steinernen Deckeltrüge und die bunten Gläser auf den Tischen gefüllt werden. Die Fische aber, ein Hauptgericht des Festes, hat diesmal der Brautvater mit einer eigenen Wagenfuhr vom fischreichen Haffe hergeholt, und die gewaltigen Welse, Hechte und Störe, die breiten Karaschnen und Bleie, und was sonst die Gewässer des Haffs von Bewohnern ersten Ranges bergen, sind schon tags zuvor in riesigen Zuberu, Wannen und Fässern auf dem Hofe ein Gegenstand der Bewunderung der Dorfschaft gewesen.

Aber es wird Zeit, daß wir uns in den eigentlichen Festräumen umsehen, ehe die Trauung in der Kirche zu Ende geht. Treten wir also links vom Hausflur in die große geräumige Hauptwohnstube des Hauses. Alles was sonst von eisenbeschlagenen Truhen, buntgemalten „Laden“, Spinden und Schränken und anderem Geräte dieselbe füllte, hat auf den Bodenraum entweichen müssen. Nur die lange, altersgebräunte Gestalt der hölzernen Wanduhr, deren feierlicher Pendelschlag die ahnungsvolle Stille belebt, und das kleine erhöht hängende nußbaumne Eckspind mit dem gelben Sterne in der Mitte des kunstreich ausgelegten Türchens, — das Allerheiligste des Hausherrn, welches neben Bibel und Gesangbuch und Kalender auch wichtige Schriftstücke und den baren Geldvorrat in seiner geheimnisvollen Tiefe birgt — genießen das Vorrecht, auf ihrer Stelle verbleiben zu dürfen und schauen verwundert herab auf die fremdartige Umgebung: bis sie sich erinnern, daß es vor langen Jahren bei der Hochzeit des Brautvaters einmal ebenso um sie her ausgesehen habe, wie heute. Feierlich knistert der Sand, raschelt der Buchsbaum, duftet der Kalmus unter unsern Tritten. Die Wände sind von der Decke bis zum Fußboden mit schneeweißen Leinlaken besteckt, an denen, neben einer Fülle von Zindeln und Fähnchen von „Knistergold“, mit langen Schnüren der Inhalt eines ganzen bunten Bilderladens verfestigt ist. Fast alle großen Potentaten und Potentatinnen Europas vom Großtürken bis zu Friedrich

Wilhelm III. finden sich hier versammelt. Nur Napoleon fehlte oder erschien höchstens in irgend einer Skarrikatur, etwa als Schwefelholzhändler mit der geistreichen Unterschrift:

Bonepart ist nicht mehr stolz,  
Handelt mit Schwefelholz,  
Kuft Straß' auf und Straß' ab:  
Wer kauft mir Schwefel ab?

Aber alle Männer des Preußenvolks und der Freiheitstriege, Schill und Blücher, Hoyer und der Herzog Braunschweig-Desa, letzterer hoch zu Roß, mit der Unterschrift:

Del schwimmt haben!

neben ihm seine Reiter mit Totenkopf=Tschafo und geschwungenem Säbel, dürfen nicht fehlen. Schlachtbilder und Renzjährswünsche hängen nebeneinander. Sieger und Besiegte, Feinde und Freunde in der Weltgeschichte dadraußen, vereint hier die friedlichste Nähe. In den zahlreichsten Exemplaren jedoch ist der alte Fritz, der echte preussische Volkskönig, zu Fuß und zu Roß, mit und ohne Krückstock, zu schauen. In ganz besonderer Herrlichkeit prangte aber der sogenannte „Brautwinkel“, die Ecke unter dem vorhin erwähnten Nußbaumschränken — der für die Braut und ihre Brautjungfern bestimmte Ehrenplatz der Tafel. Ein großes Bild mit zwei brennenden Herzen auf einem Altare, über dem ein schändliches Taubenpaar mit der Inschrift:

Schnäbelst Euch, ihr Täubchen!  
Heut wirst Du mein Weibchen,

umkränzt mit Blumen, Tagus, Buchsbaum und Rosmarin, bezeichnet diesen Ehrenplatz des Brautwinkels, den Festplatz der Braut, die in diesem Augenblicke das verhängnisvolle Ja! am Altare ausspricht.

Und nun noch geschwind einen Blick auf die weißgedeckten Tafeln, die sich in allerlei Windungen rings an den Wänden hinziehen und in die geöffneten Nebenstuben und Kammern des Hauses fortsehen. Buntgemalte irdene und blaufgeseuerte zinnerne Teller, letztere nach den zu den Namen hinzugravierten Jahreszahlen oft ein Jahrhundert alt, vor jedem ein buntgemaltes Trinkglas für die stärkeren Spirituosen und ein zinnernes oder steinernes mit eingravierten oder aufgebraunten Trinksprüche, bezeichnen nebst Zinn- und Blechlöffeln die einzelnen Plätze. Messer und Gabeln sind nur für die Frauen und für die Plätze der Pfarrgäste vorhanden, denn die Männer bringen jeder sein Einschlagmesser mit. Für den Herrn Prediger und die Seinen steht eine Flasche Wein nebst Weingläsern auf dem Tische und liegen blanke Zinnlöffel bereit. Für je vier Personen endlich streckt sich, über die volle Breite des

Tisches reichend, der kolossale Leib eines frischgebackenen Weizenstollens einladend aus.

Aber horch, da schallt schon der Schlußgefang der Trauung von der nahen Kirche herüber. Das Geläute ertönt aufs neue, die Dorfjugend schreit und jubelt, und die Trompeten, Pfeifen und Klarinetten der Musikanten lassen einen Jubelmarsch erschallen. Die Trauung ist zu Ende; der Zug geleitet das Paar von der Kirche zu Hause und zerstreut sich dann, soweit er aus Dorfbewohnern besteht, in die Wohnungen, um die Gesangbücher und einige Teile des kirchlichen Staates, die Männer die Hüte, die Frauen ihre großen damenhutartig vorstehenden gesteiften Kirchganghauben, abzulegen und mit bequemerer Tracht zu vertauschen. Nach Verlauf einer kleinen halben Stunde stellen sich die Gäste allmählich im Hochzeitshause ein. Jeder Neuankommende wird von den Musikanten mit einem Tusch begrüßt, der Pfarrer mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen empfangen mit einem besonderen Stücklein.

Alle Gäste haben bereits auf den langen Bänken Platz genommen. Die mit „rotem Zucker“, einer Mischung von Zucker und gestoßenem Zimmet, fingerdick überstreuten Reißschüsseln, welche nebst den in Zwiebelbrühe gekochten Fischen bei allen „Ausrichtungen“ den ersten Gang bilden, dampfen vor ihnen. Da unterbricht plötzlich Herr Becken die erwartungsvolle Stille, indem er mit mächtiger Stimme den ersten Vers des Kirchenliedes:

Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut,  
Dem Geber aller Gaben —

austimmt. Kaum sind die letzten Töne verklungen, so erhebt er sich im Vollgeföhle seiner kusterlichen Würde, die ihm bei dieser Gelegenheit allein im Weisheit seines Herrn Predigers das Wort verleiht, zum Sprechen des Tischgebets, mit dessen Schlußversen die letzten Schranken sinken, welche den Appetit der Gäste von den sie erwartenden Schüsseln trennen.

Der Mittagsschmaus begann um halb ein Uhr und endete gegen halb vier Uhr. Denn der Bauer ist mit großer Langsamkeit. Die Gerichte waren sowohl in Anzahl und Auswahl als auch in ihrer Aufeinanderfolge durch Brauch und Herkommen fest bestimmt, und eigentlich für alle Klassen der Dorfbewohner bei ähnlichen Gelegenheiten — Hochzeiten, Kindelbieren und Begräbnisschmäusen — dieselben. Nur Qualität, Fülle und Zubereitung machten einen Unterschied, je nach dem Vermögen der Gastgeber; aber nur bei den ärnsten vertrat der inländische Hirsebrei die Stelle des ausländischen Reises, und fiel das Gericht des letzten Ganges aus.

Immer für je zwei einander gegenüberstehende Personen war eine Schüssel mit Reis und eine andere mit Fischen, sowie ein Napf mit Salat bestimmt, welcher, zum Teil schon abends zuvor bereitet und deshalb von stahlbläulicher Färbung, in einer stark veräffelten Essigbrühe schwamm. Langsam, aber sicher ging das Werk der Verteilung so kolossaler Vorräte seinen Weg. Endlich ist dem ersten Gange sein Recht geschehen. Die leeren Teller, Näpfe, Schüsseln verschwinden unter den Händen der bedienenden Mägde, der Brautmutter und noch einer andern Person, von welcher gleich die Rede sein wird, und es erscheint der zweite Gang, bestehend aus Massen gedochten Rindfleischs, Hammels- und Schweinefleischs mit einer Fülle von Rosinen, Pflaumen und Zwiebeln in der umgebenden Brühe, dazu die dampfenden Schüsseln mit Sauerkraut. Neue Angriffe, neue Siege führen die tapfern Kämpfer zum dritten Gange, der aus Hühnersuppe mit Rosineureis und gedochten Hühnern besteht.

Mit diesem Gange ist das Werk eines echt homerischen Festschmausers vorläufig geschlossen, und es beginnt der letzte Akt des Mittagsfestmahls. Teller mit Salz, Pfeffer und „Nägeln“ (Gewürznelken) bedeckt, gehen umher, auf dem die Freigiebigkeit der Gäste eine Geldgabe für die Kochfrauen opfert. Nachdem diese Teller die Kunde gemacht haben, erscheint, von den Brautdienern getragen, auf kolossaler zinnerner Schüssel der „Brautapfel“, eine gewaltige, mittels langer dünner Stäbe erbaute, mit Papier- und Knistergoldfächchen, Tagns, Buchsbaum und Blumen verzierte, oben mit einer Krone geschmückte Apfelspyramide, welche zu gleichem Einsammeln von Gaben für die anwartenden Frauen und Mägde bei den Gästen die Kunde macht. Nachdem dieselbe vollendet und die Schüssel ihres Gehalts entleert ist, wird die Brautapfelspyramide vor den Platz der Braut gesetzt. Und nun stürzen die anwesenden Junggesellen und Mädchen, die sich zu dem Ende von ihren Sitzen erhoben haben, von allen Seiten herbei, und zertrümmern und zerreißen das Kunstwerk, um einen Apfel, eine Fahne, einen Zweig oder gar die Krone selbst als Andenken davonzutragen, deren Erlangung für eine glückliche Vorbedeutung gilt.

Nachdem sich das von dieser Gewaltthat unzertrennliche Lärm- und Krachgeschrei gelegt und alles wieder seinen Platz eingenommen hat, erhebt sich Herr Becken aufs neue und stimmt, nachdem er durch mehrmaliges Räuspfern sich die nötige Stimme gewonnen hat, mit einer von dem genossenen Guten gekräftigten Stimme das Danklied an, woran sich dann das Schlußgebet mit seinem:

Wir danken Gott für seine Gaben,  
Die wir von ihm empfangen haben.  
Wir bitten unsern lieben Herrn:  
Er woll uns hinfort mehr beschern!

als letzter Grenzstein des Festmahls schließt.

Benutzen wir jetzt die kurze Zwischenzeit, während welcher das Hauptzimmer durch eilige Abräumen und Beseitigung aller Tischfahnen, Bänke, Stühle und Bänke zum Tanzen und die Nebenstuben und Kammern für die Liebhaber des Tabaks, des Solo's und des „Disturrierens“ hergerichtet werden, um den Bericht über die Vorgänge bei der Tafel noch einigen Stücken zu ergänzen.

Bedächtiger Ernst und phlegmatische Würde den den Grundzug der Tafelstimmung. Gesprochen wird während der ganzen ersten Zeit aus begrenzten Gründen wenig; der andächtige Ernst der Beschäftigung mit Essen und Trinken läßt es nicht zu kommen. Selbst Herr Becken beginnt erst bei dem dritten Gange sein Talent der Unterhaltung zu erweitern und die Stimmung mit einigen „Späßen“ zu steigern, deren Wirkung nicht durch den Umstand beeinträchtigt wird, daß dieselben meist gute Bekannte sind. Denn der Bauer ist ein Freund der Konserativen, selbst in dieser Beziehung. Erst nach der Hühnersuppe tritt mehr Leben ein, wagt man und da ein Alter einen Scherz an die Braut „Brautwinkel“ zu richten. Und der Bräutigam?

Für diesen Guten ist in der That der Beginn der Hochzeitfestfreuden von ganz eigentümlicher Gleichsam als sollte er vor allen Dingen zuerst die Mühen und Sorgen des Hausvaterstandes erduldet und geweiht werden, wird ihm nämlich bei dieser ersten Hauptfestmahlzeit nicht nur kein Platz am Brautwinkel nicht einmal ein ruhiger reeller Anteil den Tafelfreunden vergönnt. Vielmehr will es die Sitte, daß er mit den Brautdienern das Geschick eines Aufwärters der schmausenden Gäste vertreten von denen es sich die Matadore angelegen sein lassen ihn mit allerlei Anrufen und Aufträgen in Bewegung zu erhalten. Nur von Zeit zu Zeit reicht ihm damit er nicht ganz leer auszugehe, die Braut vom Brautwinkel aus irgend einen guten Winken oder ein paar Rosinen und Pflaumen auf ihrer Gabel zum Tisch zu, die er dann stehend zu verzehren bis ihn das Klappen der Bierkrüge wieder auf sein Schenkenposten fordert.

Aber jetzt ist der Tanzraum hergerichtet, die jungen Frauen und Mädchen ordnen sich auf den Tischen an den Wänden laufenden Bänken, und vom Brautwinkel hinter dem geräumigen nachschallenden schallen nach manchen ohrzerreißenden Stimmen suchen der Künstler die ersten Klänge des Wal-

Braut mit einem der Brautdiener eröffnet den  
gen und ihnen nach dreht und schwingt sich die  
rige Jugend in der erstickenden Enge. Die Dielen  
röhren von den Hochsprüngen und dem stampfen-  
Anschlage der jungen Burschen, der für ein  
besonderer Tanzvirtuosität angesehen wird.  
eigentümlich langgezogene, in gekletter Höhe  
ende Fuchsei! eines Matadors unter den Jüngern  
tönt alle Klarinetten und Weigen, und wer die  
ensart „vor Lust deckenhoch springen“ als eine  
sicherheit schauen will, der konnte hier die beste Ge-  
genheit dazu finden. Bald nach den ersten Wal-  
m und „Schottischen“ verschwinden die Röcke der  
tänzer, und in Hemdsärmeln beginnt der Tanz von  
neuem, in dem Kegelquadrillen und der beliebte  
Weitritt“ mit dem „Hopsler“ abwechseln. Der  
Hochhoden wird in den Zwischenpausen immer von  
neuem durch Kehren und Sprengen mit Wasser-  
schleudern praktikabel gemacht, die Fenster sind schon  
teilweise geöffnet, die Lichter und Lampen an  
den Wänden machen schwache Versuche, die Staub-,  
Dampf- und Tabakrauchwolken, welche über dem  
Tanzlager, zu durchdringen. Vor der Thür, auf  
dem Vorflur, vor den Fenstern drängt und pufft sich  
die Masse der zuschauenden und zuhörenden Dorf-  
jugend und tanzt nach den zu ihr dringenden Klari-  
nettschreien und Trompetenstößen, so gut es eben  
geht; und so tanzt und springt und schreit und jubelt  
die Feitlust, bis der Anbruch des Morgens und  
die völlige Erschöpfung der Musikanten den ersten  
Tage ein Ende machen.

Die unüberwindlich scheinende Arbeit dieses Tan-  
zes, welches sich durch die folgenden Tage und  
Nächte vom Donnerstage bis zum Sonntag morgen  
hinzieht, wird einestheils durch die gewaltige, an  
vieler körperliche Anstrengung von früh auf ge-  
übte Leibesbeschaffenheit dieses kraftvollen Men-  
schengeschlechtes, und demnächst auch durch die kurze  
Dauer der einzelnen Tänze einigermaßen ermöglicht.  
Die letztere liegt nämlich im Interesse der Musikanten,  
welche nicht von den hochzeitgebenden Eltern,  
sondern von jedem der männlichen Tänzer, und zwar  
zu jedem einzelnen Tanz mit einem Münzgrofchen —  
bald damals zweiundvierzig auf den Taler gingen  
— bezahlt wurden. So fürmen sich denn bald  
in heimliche Haufen Geldes auf dem Musikantentische  
an, und die Sprünge und das Aufstampfen der Tän-  
zer hat neben dem orchestrisch-künstlerischen auch noch  
den anderweitigen Nebenweck, die Fülle des Silbers  
aus den strotzenden Taschen der Tänzer laut und hell  
hervorklingen zu lassen.

Der nächste Morgen findet um neun Uhr die  
besetzten Gäste nach kurzer Ruhe wieder im Hoch-

zeitshause versammelt, um das Frühstück einzuneh-  
men. Wen es etwa bestreudet haben sollte, daß in der  
Schilderung des gestrigen Schmauses grade der wich-  
tigste Teil eines festlichen Mittagmahles, die Bra-  
ten, nicht erwähnt wurden, der findet heute, wenn er  
mit uns in die festlichen Räume eintritt, die Lösung  
des Rätsels. Die Sitte weist nämlich bei allen „Aus-  
richtungen“ den Braten nicht dem Mittags-, sondern  
dem Frühstück zu; und so sehen wir denn auch  
heute die Tafeln mit einer Anzahl von kalten, schon  
am Tage vor Beginn des Festes zugerichteten Ham-  
mel-, Gänse-, Schweine- und Kiuderbraten bedeckt,  
neben denen sich die gigantischen Weizenstollen und  
die zierlich in Gestalt von Gluckhennen mit Küch-  
lein, Enten usw. geformten Buttermassen einladend  
präsentieren. Auf je zwei Gäste ist immer ein Bra-  
ten gerechnet, Gebet und Gesang beginnen und schlie-  
ßen auch hier wieder das Mahl, nach dessen Be-  
endigung der Tanz von neuem beginnt, den dann um  
ein Uhr wieder ein Mittagsmahl wie das gestrige  
unterbricht.

Nach Beendigung desselben rüstet man sich zu  
einem der wichtigsten Akte des Festes. Es ist dieses  
der Anzug des „Kranzabtanzens“, welches, wenn  
Wetter und Jahreszeit nicht unüberwindliche Schwie-  
rigkeiten in den Weg stellen, im Freien stattfindet.  
Vor der Thüre des Hofes haben sich bereits die Musi-  
kanten aufgestellt. Die Brautdiener ordnen die Paare  
des Zuges, die sich, um einander fester halten zu kön-  
nen, die weißen oder bunten Taschentücher um die  
Hände schlingen und so eine schwer zerreibbare Kette  
bilden. Endlich gibt der erste Brautdiener das Zei-  
chen zum Ausbruch, und nun durchzieht der Schwarm  
jubelnd und kreischend und jauchzend das ganze  
Dorf; voran die Fiedler und Pfeifer, die unaufhörlich  
ein und dieselbe Melodie des Hochzeittliedes aufspie-  
len, dessen Verse lauten:

Schürt den Kettel ut,  
Dat is mine Brut!  
Dibel, dibel, dibel beidum!

Zu alle befreundeten Höfe und Häuser bricht die  
Genossenschaft des lustig tollten Weizens ein, schleppt  
Haus- und Küchengeräte mit sich fort, um es brauchen  
wieder abzuwerfen, und verübt auch sonst allerlei  
unschädlichen Ruchwillen. Dann geht es zum Dorfe  
hinans, durch Gartenland und Wälder, über Bäume  
und Hecken, über Wiesen und Tristen, die Musikanten  
immer voran, aus Leibeskräften die Melodie jenes  
Tanzliedes geigend und blasend. Dazwischen schallt  
das Zuchheien der Burschen und das Kreischen der  
Pfeifer, die dem chorführenden Brautdiener über-  
all hin, durch alle Hindernisse folgen müssen, wä-

rend derselbe seine Ehre darein setzt, bei diesem tollen Reigen die wunderlichsten Touren anzugeben. Endlich, nachdem sie das Dorf und die anstoßenden Wiesen und Felder umkreiset haben, kehrt der Zug wieder zurück in das Hochzeitshaus.

Hier ist inzwischen mit der Braut eine Veränderung vor sich gegangen. Sobald nämlich der eigentliche Brautreigen des Kranzabtanzens im Hause beginnt, führen mehrere verheiratete Frauen, die zu den nächsten Verwandten der Braut gehören, die letztere in ein Gemach auf dem Hausboden, wo ihr unter allerhand Ceremonien der Brautkranz abge-

nommen und statt dessen die große gestreifte, hutartige Strichhaube aufgesetzt wird. Dies Geschäft zieht sich so lange hin, bis der Zug der Tanzenden zurückkehrt, wo dann die jungen Burschen, voran die Brautdiener, die Treppe hinaufstürmend, unter Lärmen und Poehen an der verschlossenen Brautkammer die Weiber auffordern, die „Junge Frau“ herauszugeben. Endlich wird geöffnet und die Braut in den Tanzsaal hinabgeführt, wo sie von allen Gästen zum ersten Mal unter allerhand herkömmlichen Späßen als „Junge Frau“ begrüßt wird, worauf der Tanz wieder seinen Anfang nimmt.